

Giesener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giesener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Schluß.)

Behrens stand auf. „Unstun!“ sagte er leichtsin. „Unstun, dummes Zeug... Ihre Frau denkt gar nicht daran. Und ich...“ Er sprach drohend. „Wie denken Sie sich das überhaupt? Glauben Sie, daß man eine Frau und ein Kind so einfach — loswerden kann?“ Er lachte. „Hirn-gepinne! Denken Sie nicht mehr daran. Oder denken Sie, daß es ein wilder Traum war... Fertig!“

Reisner lehnte sich in den Stuhl zurück und presste die Hände gegen die Stirn. Es war zuviel, was da mit einem Mal auf ihn eindrang, er konnte es nicht ordnen. „Aber meine — Sache...“ sagte er.

Behrens wehrte kurz ab. „Lassen Sie das. Kimmern Sie sich nicht darum. Es sind Schritte eingeleitet, die die Affäre niederschlagen werden. Unglücklichen Sie sich nicht.“

Er sprach kurz, heftig und schnell und fand den Ton, in dem Reisner einfach erkrank. Er berührte alles mit wenigen Worten und hatte es damit auch schon erledigt: Reisners Fälschung, die keine eigentliche Fälschung war, Reisners Vermögenslage, die keineswegs so verzweifelt aussah und die zu ordnen er auf sich nahm, und Reisners Flucht, die allen Weiterungen einen schnellen und starken Niegel vorsetzte.

„Wollen Sie?“ fragte Behrens schließlich kategorisch. „Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

Reisner hatte das süße Gefühl eines Genesenden, von einer starken Hand geschoben zu werden. „Wenn Sie glauben...“

„Gut, Sie wollen. Damit ist die Sache erledigt. Gegen Sie sich jetzt nieder, denn Sie sind müde. Schlafen Sie. Morgen reisen Sie dann mit Frau und Kind nach Holland... Abgemacht!“ Er trat auf Reisner zu. „Und jetzt geben Sie mir die Hand! Wir sind doch Freunde?“

„Ja,“ sagte Reisner und empfing den Druck der fremden Hand schon wie im Schlafe.

„Geben Sie wohl,“ sagte Behrens, „und werden Sie endlich glücklich!“

Reisner fielen die Augen zu. Er hörte noch das Wort „glücklich“. Es umsummte ihn wie eine Biene. Aber dann schlief er traumlos ein, das erste Mal seit vielen Tagen.

Behrens fand Lucie in ihrem Zimmer. Sie war gefaßt und brachte es fertig, zu lächeln. Aber irgendein Zug in ihrem Gesicht machte sie doch alt, ein Zug der Bitterkeit, die es lernen wollte, sich zu verbergen.

Er gab ihr die Hand. „Ich bin fertig, Lucie,“ sagte er, „ich kann gehen.“

Ihr Antlitz war von einer leichten Wärme überglänzt. „Herbert, was schulde ich dir alles,“ sagte sie tonlos. „Ich kann nie mehr froh werden, wenn ich daran denke.“

„Wirklich,“ fragte er verwundert, „hast du das Gefühl,

mir etwas zu schulden? Oh, das wäre schlimm. Wäre es so, dann hättest du nie geglaubt, daß ich dich liebe.“

Sie saßen einander gegenüber.

„Es ist ein letztes Mal, für lange Zeit,“ sagte Behrens. „Wirßt du an mich denken?“

„Frage nicht.“

„Sieh, es ist mein Glück, wenn ich weiß, daß es dir gut geht. Und nicht mir: gut geht, — daß du auch glücklich bist... Wirßt du es werden?“

Ihre Bitterkeit schmolz zusammen. „Ich werde mir Mühe geben.“

„Nein, du sollst dir keine Mühe geben. Du sollst Geduld haben und warten. Still sollst du sein und in dich hineinhören, bis du das Glück wahrnimmst, das in dir ist... Denn in uns allen ist das Glück, in uns allen...“

„Und du?“ fragte sie. „Wo ist dein Glück?“

„Bei dir. Und da du in mir bist, so ist auch mein Glück in mir.“

Er stand auf, nahm ihre Hand und küßte sie langsam. „Bebe wohl.“

„Bebe wohl,“ nickte sie ihm traurig zu.

Er ging, und als er an der Tür war, rief sie ihn noch einmal an: „Herbert!“

Er wandte sich um.

Da stürzte sie ihm entgegen und schloß ihn in ihre Arme. „Du,“ rief sie leidenschaftlich, „nun verläßt du mich!“

Er löste sich zaghaft aus ihren Armen. „In Wirklichkeit bleibe ich bei dir, so, wie ich immer bei dir war, — immer, für alle Zeiten.“

Er ging, und sie lauschte seinen Schritten.

Im Nebenzimmer schrieb Du nach ihr.

Sie fuhr sich mit dem Arm über die Augen und rief: „Ja, Du, — ich komme!“

29. Kapitel.

Behrens hatte in seinem eigenen Namen und im Namen Reisners einem bekannten Anwalt die Vollmachten gegeben, die zur Klärung und Sanierung der finanziellen Verhältnisse Reisners nötig waren. Auch eine große Summe Geldes hatte er zu diesem Zweck flüssig gemacht. Reisner, sagte er, habe mit seiner Familie für längere Zeit eine Erholungsreise angetreten. Und nun verabschiedete er sich.

Die Hitze des Sommers machte es ihm zur Qual, noch länger auf dem Berliner Pflaster zu verweilen. Auch Hamburg lockte ihn nicht. Witten auf der Strecke, in der Gegend der Alneburger Heide, gedachte er auszusteigen. Es verlangte ihn stark nach einem verborgenen Fleck Erde.

Wieder benötigte er einen Personenzug. Er mochte von Schnellzügen nichts wissen. Die Zeit, die man mit ihnen sparte, war kein Gewinn, man bezahlte sie mit Unbequemlichkeit und mit der Gerechtigkeit der Leute, denen man den Platz wegnahm. Die Schnellzüge verwandelten die Menschen in den Teil jener Maschine, die sie selber waren. Ein

habender Mensch funktionierte, aber er lebte nicht. In den langsamsten Zügen traf man oft das edelste Leben.

Behrens saß einige Stunden beschaulich und zufrieden in seiner Gabe. Seine Zufriedenheit war sogleich erwacht, als der Zug die letzten Häuser Berlins hinter sich gelassen hatte. Nur ein grauer Nebel schwebte noch über der Gegend, wo der Häuserhaufen war. Zwar streckte der Dampf seine Fänge noch weit aus. Dicke Schilder, mitten auf verge-waltigte Wecker gepflanzt, schrien sich heiser in aufdringlicher Kessame für ihn. Doch der Zug fuhr nichtachsend an ihnen vorüber. Kiefernwaldungen tauchten auf und strömten einen Geruch von Natürlichkeit und Gesundheit aus. Weilige Wiesen zogen sich sanft hin, Kornpuppen grühten, auf den Wiedern arbeiteten gebückt Männer und Frauen. Und der Himmel überdachte alles mit wachsender Gütlichkeit.

In der Nähe von Bünzburg verließ Behrens den Zug. Eine kleine Sommerfrische war in der Nähe. Er nahm seine braune Segeltuchtasche in die Hand und machte sich auf den Weg, der durch einen niedrigen Kiefernwald führte. Er hatte eine halbe Stunde zu gehen.

Noch nie war ihm ein Weg so leicht geworden wie dieser. Er ging langsam, genoss jeden einzelnen Schritt, den er tat. Eine tiefe, heilige Stille umgab ihn. Und doch war diese Stille erfüllt von einem stummen Gesang. Tausende Stimmen riesen ihm zu: Du bist frei!

Er war es seit vielen, vielen Jahren zum ersten Mal. Er war wahrhaft frei. Es gab keinen Menschen, dem er körperlich anhing, und doch gehörte er mit dem Herzen allen. Eine mächtige Liebe lebte in ihm. Dieselbe, die ihm aus den dunklen Wäldern entgegenatmete, die aus jeder Blume zu ihm sprach. Es war die edle, wahrhafte Liebe jeder Kreatur zur Welt. Und die Welt gehörte ihm. Und er gehörte der Welt. Denn er war frei. So frei wie das Tier des Waldes, dessen Wünsche und Sorgen nicht über die Stunde der Gegenwart hinausgingen.

Noch ehe er an den kleinen Ort kam, mußte er an einem Gasthof vorüber. Es war Abend, und er kehrte ein. Hier sah man ihn erst nicht groß an und prüfte auch nicht seine Kleidung und sein Gepäck. Ob er hier übernachtete, fragte er die Wirtin. Ein rascher Blick ins Gesicht, und dann hieß es: Ja.

Es gab Wurst, Butter, Käse und Schwarzbrot und dazu Bier. Man soupierte hier nicht, aber es gab kein Nachtmahl, das besser schmecken konnte als das einfache Abendbrot hier auf dem Dorf. Am runden Stammtisch saßen ältere Leute in festen Joppen. Ihre Gesichter waren gebräunt, ihre Haut schien gegerbt, ihre Wärfte glichen einer struppigen Wildnis, und ihre Worte waren bedächtig und doch hart und knorrig.

Ein junges Mädchen bediente, eine Jungfrau des Nordens: blond, blauäugig und voll junger Kraft. Sie gab sich mit einem freundlichen Stolz. Es war kaum denkbar, daß es jemand wagen konnte, ihr zweideutig zu kommen. Behrens schloß bei offenem Fenster. Der Duft des Waldes und der Heide kam bis an sein Bett. Er träumte von leichten und hellen Dingen, so, wie er in seiner frühesten Jugend geträumt hätte: sorgenfrei, unbekümmert, nur dem Augenblick hingegeben. Als er erwachte, lag sein Kopf schon in dem warmen Bad der Sonne.

Er stand auf, frühstückte und wanderte weiter. Es war noch früher Morgen. Und doch hatten die Landleute schon zwei Stunden Arbeit hinter sich, saßen an den Feldrainen und nahmen ihr zweites Frühstück ein. Die Sonne heizte mit zunehmender Kraft die Erde. Noch glüherte an den Gräsern Tau. Die Blumen öffneten ihre Kelche und tranken gierig das Licht. Der Boden strömte heimlichen Dampf aus. Es roch allenthalben nach Heife.

Von dem kleinen Ort sah man nur einzelne Häuser. Die Mehrzahl war zerstreut, hinter Gebüsch versteckt: blanke Fensterhöfen bli-äten in der Sonne, stiegen sauber und jung aus Wellen hinter Blumen empor. Friedliche Gärten träumten, Hüner pickten blitzend im Gras, Gänse schnatterten schlafzig, Späßen balgten sich wild herum.

Da und dort sah man ein steinernes Landhaus mit grünen Fensterläden und lustigen Balkonen. In einer Hängematte lag eine junge Frau und las in einem Buch. Zu ihren Füßen spielten zwei Kinder.

Behrens ging in den Gasthof und fragte, wo er hier eine Wohnung bekommen könne, am liebsten allein in einem kleinen Haus, das ohne jeden Komfort sein dürfe. Man verwies ihn zur Frau Sanitätsrat Wörting, der Witwe eines

vor Jahren verstorbenen Landarztes, die einen Teil ihres Hauses zu vermieten pflegte.

Das Haus lag ein Stück abseits vom Dorf, am Rand des Waldes. Behrens mußte über einen kleinen Bach, den Weidenbüsch umsäumten. Ein schmaler, wenig ausgetretener Fußsteig führte über eine Heidefläche hin. Hinter zwei uralten Buchen stand das Haus: braun, mit rotem Ziegeldach, heiter mit seinen vielen Blumen, einsam und nicht ohne Stolz und Selbstbewußtsein.

Es war von niemandem bewohnt, als der Witwe, einer etwa fünfundsünfzigjährigen Frau, und einer sehr jungen Dienstmagd. Die Witwe zeigte Behrens bereitwillig die Zimmer. Wenn es ihm beliebte, dann stand ihm der ganze obere Teil des Hauses zur Verfügung: ein großes Wohnzimmer mit Balkon, ein Schlafzimmer und außerdem eine kleine Stube, die als Arbeits- oder Besesszimmer gedacht war, denn es war ein Schreibtisch darin und ein Schrank, der mit Büchern und Zeitschriften aller Art gefüllt war.

Auch verpflegt konnte Behrens werden. Und Ruhe würde er haben — gewiß, viel Ruhe. Der Wald hinter dem Haus stand wie eine eisenrannte dicke Mauer eines heiteren mittelalterlichen Klosters.

Behrens nahm sofort an. Er hatte in Berlin vielerlei eingekauft, Kleider, Wäsche, Bücher und zahllose Kleinigkeiten, die ein einsames und beschauliches Leben verschönern. Er gab nun den Auftrag, daß man ihm alles an seinem neuen Wohnort sende. Auch aus seiner Villa in Hamburg wollte er sich manches kommen lassen, vor allem sein gutes Klavier. Und noch am gleichen Tage kaufte er sich einen schönen jungen Wolfshund, den er ganz an sich gewöhnter wollte. Er hatte ein tiefes Bedürfnis nach einem Gesellschafter, der nie sprach.

In der Nähe dieser Tage lebte Behrens nur dahin. Eine helle Zufriedenheit kam über ihn und hüllte ihn ein wie ein duffiger Schleier, durch den hindurch er das Leben nur in sanften Tönungen sah.

Er brauchte sich nicht den Vorwurf zu machen, daß er sich feig vom Leben abkehre, denn seine Liebe zu den Menschen war in seiner Abgeschlossenheit nicht geringer geworden. Er hatte auch einen spärlichen Verkehr, den er sorgsam pflegte. Er sprach mit Bauern, die sich nach anfänglichem Mißtrauen langsam aufschlossen, war ein Freund der Kinder und wurde zum unaufdringlichen Vertrauten der Witwe, die ihren sonderbaren Mieber mit herber Zutraulichkeit in ihr Herz schloß.

An manchen Abenden saßen sie im Garten in der Dämmerung. Ueber den Tisch war ein weißes Tuch gebreitet, und das warme Licht einer Petroleumlampe gab dem Raum eine goldige Helle.

Sie sprachen tastend von den kleinen Dingen des Lebens, die das wahre Leben, das in jedem Menschen ist, wie ein eifertig übergeworfenes Kleid verhüllten. Und dann wagten sich ihre Worte auch an das wahre Leben selbst.

Was war es? War es ein Kampf, eine Hoffnung, eine Enttäuschung, eine Erfüllung — oder beides zugleich?

„Alles zugleich,“ sagte Behrens, „aber durch ein Zusammenhangendes und nicht nur erträglich, sondern auch schön gemacht.“

„Und was ist dieses Eine?“

„Denken Sie nach.“

Und da sie schwieg und verlegen schien, nickte er ihr zu und sagte: „Ja, durch die Liebe.“

„Was wissen Sie von ihr?“ fragte sie vergrämt.

„Dies, daß ich sie habe. In mir habe. Und daß ich sie nie verlieren kann.“

„Die Liebe zu wen?“ fragte sie. „Zu einer Toten?“

„Zu einer, die lebt und der ich treu bin, weil sie auch dem treu ist, den sie liebt.“

„So werden Sie immer sehr einsam sein, in dieser Treue,“ sagte sie verwundert. „Und es ist nicht leicht, einsam zu leben.“

„Nicht für den, der alt wird,“ erwiderte er. „Das Alter ist nie einsam. Es hat seine eigene Jugend zur Gesellschaft, über die nachzudenken es nie müde wird. Es lebt seine Jugend noch einmal. Wer es lebt nur ein Teil von ihr, den schönen. Der häßliche ist für sie tot.“

Auf dem Schreibtisch in seiner kleinen Stube hatte Behrens in einem Rahmen ein Bild stehen. Er hatte es einmal entwendet. Es war das Bild der kleinen Lu, die sich vor ihm so sehr gefürchtet hatte.

Er dachte, während er es betrachtete: Du bist nicht nur

sein Kind, du bist auch ihr Kind. Und da du das bist, so bist du auch das meine. Du wirst wachsen und du sollst werden wie deine Mutter. Und doch anders. Daß du anders wirst, das ist nicht deine Sorge. Auch ich werde es. Und eines Tages wirst du dich nicht mehr vor mir fürchten. Du, mein Kind

Und er stützte den Kopf mit den Händen und gab sich süß-traurigen Grübeleien hin.

Blenden.

Stizze von Paul Alexander Schettler.

Blenden lag auf der Alleebank und blickte in die Sonne. Ringsum roch es nach Frühling, und die milde Märzsonne tat ihm wohl. Er hatte zum ersten Male wieder auf seiner Alleebank geschlafen, nachdem er dem dunklen Winterantrieb entkommen war, und er rieb sich den Wintereschlaf so recht bedächtig aus dem Augenlid und streckte die Glieder in neu gewonnener Freiheit wieder. Ach, die Welt war doch so schön.

Blenden war Naturmensch. Landstreicher nannten ihn die Leute, deren abgetragene Stiefel er trug und deren zu weite oder zu enge Hosen und Hütten so etwas wie einen zweiten Aufzug vom Naturmenschen aus ihm machten, und einen unverwundlichen Tageziegel hatte ihn der Gefängniswärter stiehlt, als er sein letztes Winterquartier bezog.

Andere Hölse, andere Ansichten, pflegte Blenden sich in seinen sich selbst zurechtgelegten Philosophien zu monologisieren. War man ein Tageziegel, wenn man in vollen Hosen geht, was das Leben und die Natur einem freigegeben darbieten? Daten es die anderen weniger? Doch nur auf ihre Art. Und es war ihm ja ganz recht, wenn er den Winter über versorgt war, denn der Winter ist den Feind des Menschen und die entlaube Natur bot ihm kein Unterkommen. So sorgte er sündiger schon dafür, daß ihm, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, irgendein Matheur passierte, sei es, daß ein fremder Gegenstand sich in seine Tasche verirrt, oder daß er sich beim Betrachten entsagen ließ. Dann bot ihm der Herr Ortsgendarm höchstpersönlich seine Begleitung an, und er war für die kalten Monate wieder einmal geborgen.

Er nannte das seinen Wintereschlaf und betrachtete die Natur als seine Behälterin. Dann wenn der Frühling seine ersten Vorboten schickte, überkam ihn wieder die Freiheitssehnsucht, und er schloß heimlich die Augen, bis sich ihm die Lore strahlen und er das Leben des Naturmenschen forschen konnte. Er konnte stundenlang im Graze liegen, Fären und Pflanzen ansehen, den Wolken nachzuden und an gar nichts denken. Ja auch den Arbeiten der Menschen zuzusehen, war ihm ein Genuss, erfüllte ihm mit wohligen Gedanken. Der Kleidstift der Arbeit klang ihm süß im Ohr, während er daneben stand oder lag. Das Schreien der Landarbeiter ließ er an seinen Augen wie ein schönes Schauspiel vorübergehen. Ohne Zweifel, Blenden war eine poetische Natur. Daß er dann gelegentlich für das eigene Wohlbedürfnis sich umtan mußte, erschien ihm wie ein Mißklang in der Harmonie seiner Welt. Aber, da er wenig bedurfte, und durch Erfahrung eine gewisse Übung darin besaß, etwas zu ergattern, wobei ihm angeborene Schlauchheit und ein gutes Witterungsvermögen sehr zu statten kamen, beschwerten ihn derlei Sorgen nicht allzu sehr. Es war übrigens nicht gesagt, daß man bei aller Anstrengung nicht seine heimlichen Wünsche oder Sehnsüchte hätte. Träume, die wie leichte Bilder die Phantasie umganzelten, wie den Wanderer ein Haia morgana trügerisch lockt und verheißungsvoll an sich zieht. Wenn man so auf seiner Alleebank lagte und in die Sonne blickte, während der Frühling einen am geschältesten Korkkornel zupfte, daß es in allen Gliedern zuckte und ruckte, flogen mancherlei Bilder vor einem auf. Die poetische Natur regte sich in einem. Und Blendens höchster Traum war: reich zu sein. Einen Tag nur!

Warum war man nicht reich? Wozu bediente man das Schicksal, als Findelkind statt als Sohn eines wohlhabenden Mannes auf die Welt gekommen zu sein? Oder als Spröß eines Fürsten? Es war doch alles Schicksal. Blenden war Fatalist. Zwar, er hätte ja arbeiten können. Aber was hatte man dann vom Leben? Er sah es ja täglich vor sich. Man kam nicht allzuweit mit seinem Paar Häuten. Ein Wunder hätte schon geschehen müssen, wenn es anders werden sollte mit ihm.

Und im Vertrauen, Blenden wartete auf das Wunder. Er wartete, daß ihm das Glück eines Tages in den Schoß fallen sollte, so oder so. Er vertraute seinem Freunde, dem Zufall, der ihm schon manchmal geholfen hatte, wenn er in Bedrängnis war. Er verheißfertigte seine Hautheit damit und stellte sein ganzes Stimm und Trachten darauf ein.

Er wachte auch schon, was er anstellen würde, wenn er plötzlich reich wäre. Er hatte sich alles zurechtgelegt. Er würde zunächst ein Bad nehmen und sich tabellos kleiden und frisieren lassen. Dann würde er im Auto in das feinste Hotel fahren und sich dort wundervoll satt essen. Des Abends aber ging er in das vornehmste Varietés, natürlich in Begleitung von Damen und Herren, deren Bekanntschaft er inzwischen gemacht haben würde.

Blenden streckte sich seufzend auf seiner harten Bank aus. Blenden liebte garß die Natur, — aber — es gab doch im Leben Genüsse — Genüsse.

Am Ende der Landstraße erhob sich eine Staubwolke. So ein Auto zum Beispiel, dachte Blenden. Er hatte sein Lebtage noch nie in so einem Wagen gefahren, und wenn nicht ein Wunder geschehe, würde er bis zu seinem seligen Ende niemals diesen Genuss auskosten haben. Und es mußte doch etwas Abstriches sein. — Wie es so daher sause. Natürlich sah irgendwo ein Landdirektor drinnen, der an Stelle seines Herzens einen Goldsack in der Brust trug. Blenden empfand es schmerzhaft, daß gerade empfindsame Seelen zunächst auf der Schattenseite des Lebens vegetieren mußten. Oder was es recht, daß er jetzt den Stand des vorbeifahrenden Gefährts schlafen mußte, während jener reich Herr sich dort in den weichen Polstern räkelt und verständig durch die Landstraße raste?

Doch was war das? Welches Getöse erschall dort unten von der Straßenecke her? Blenden sprang auf und laufte dem erscheinenden Wagen nach. Sollte da ein Unglück — ? Er rief ihn zusammen, und so schnell ihn seine Beine trugen, eilte er die Landstraße hinab.

Er traute seinen Augen nicht, als er an die Stelle kam. Wie vom Schlage gerührt stand er und wagte keinen Schritt weiter zu tun. Entsetzliches bot sich seinen Augen dar. Gegen eine halb abgebrochene Chausseepappel lag umgestürzt, zerrissen und zerflutert die Karosserie des Wagens, der eben am ihm vorbeigefahren war. Ein wildes Durcheinander von Maschinenteilen und Edelmetall. Weit hinausgeschleudert aber lag ein Mensch am Boden in Gummimantel und Mütze, leblos hingeworfen wie ein Sack.

Es war der Insasse des Gefährts, den er soeben noch beobachtet hatte.

Blenden erschauerte. Mit schlotternden Knien schlich er der Unglücksstelle näher. Das Fahrzeug war ein fast unbekanntes Klumpen von Schrottern und Gefährten. Da war nichts mehr zu retten. Der Mann aber war tot. Blenden trat zu ihm und schaute ihm die Mütze und die Brille, die von Blut befeuchtet waren. Er drehte ihn, küßte ihm den Mantel auf und befeuchtete ihm die Brust, ob noch Leben in ihm wäre.

Plötzlich erschauerte er und fuhr zurück. Wie zufällig war bei seinem Hantieren eine Brieftasche zu Boden gefallen, aus der einige Geldscheine quollen. Blenden überließ ein Bittern, schlummer fast, als soeben erst beim Vorüberfliegen des Unglücks. Eine Schwärze überkam ihn und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er schloß, das war das Wüten des Schicksals. Und das Verwundte sein, daß sein Schicksal ihm in diesem Augenblick in seine Hand gegeben war, schloß er plötzlich wie eine Schwere auf sich lassen.

Schnell blickte er sich nach allen Seiten um. Niemand war zu sehen. Die Landstraße lag einsam, keine Menschenfüße war in der Nähe. Vor ihm lag der Tod und in seiner Hand die Schlüssel zum Leben, das er nur in Träumen mit einer vorbeiziehenden Sehnsucht zu ahnen gewagt. Er zählte das Geld, er betastete die Scheine mit zitternden Fingern, er freudete sie liebevoll. Das war ein Reichtum, der Glück und Macht verlieh. Mit diesen Blättern hielt er die Welt an der Kehle, daß sie ihn fortan nicht von sich stoßen konnte. Das war Reichtum, der tausend Wünsche aufschloß. Phantastische Bilder entzünden vor Menschen Geiste. Noch glaubte er zu träumen. Wie war es möglich, daß ihm das in den Schoß fiel, wovon er nur in verschwommenen Gedanken geahnt hatte. Und dann sah er die Trümmer des Wagens und sah sich vor dem Mann kauern, dem der Tod Macht und Reichtum aus der Hand gerissen hatte. Willenlos lag er da hingeworfen, rührte nicht einen Finger mehr um sein Geld. Sein Gefährt lag zertrümmert. Eine kleine Unachtsamkeit hatte den Reichen arm, den Mächtigen machtlos gemacht. Sein Besitz war dem Unfall angetan.

Blenden betrachtete sich schon den Toten. Blenden war nicht schreckhaft, aber dieser Tote, dessen Besitz er in der Hand hielt, schloß ihm eine unerklärliche Szene ein. Er zögerte, die Tasche an sich zu nehmen, das Pieper der Hier kämpfte mit letzten Regungen des Gewissens, mit sich steigender Angst und Schwäche vor den Möglichkeiten der Folgen der noch ungetanen Tat. Helle und dunkle Bilder durchzürnten seine Phantasie, während seine Hände erregt die Papiere ordneten. In fiebernder Hast zog er die Gründe und Gegenstände in Betrachtung, ohnmächtig, einen Entschluß zu fassen.

Da sah er am Ende der Straße eine Gestalt auftauchen. Der Landgendarm. Ein Schreck, der doch gleichsam etwas Erhöbendes für ihn hatte, fuhr Blenden in die Glieder, und indem er schleunigst die Tasche dem Toten zuschickte, winkte er heftig den Kommenden zu sich. „So — hier hat's ein Unglück, Wachmeister! Bedau!“

Der Beamte kam eilenden Fußes herbei, sah kopschüttelnd das Unabänderliche, befehlte den Toten und nickte ernst.

Dann nahm er die Wertgegenstände des Toten in Verwahrung und die Sache zu Protokoll, und bemerkte mit hochgezogenen Brauen die hohle Stimme der Brieftaschenbarkeit.

„Ein Glück, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin,“ brummt er mit einem Seitenblick auf Blenden. „Sich doch noch alles beleunander?“

„Zur rechten Zeit?“ fuhr Blenden auf, „über alle Berg hält ich sein können, bis der Herr Wachmeister daher geschauert sind — mit dem ganzen Geld über alle Berg.“ Aber dann hab' ich mir gesagt: Schad' um den Herrn Wachmeisterlichen Schmeichelei — hab' ich mir gesagt, wenn er mir jetzt nachgucken soll'n, der Schlag

ist ihn rühren bei seiner Statur — Schann's, Herr Wachtmeister, das hat' ich nicht übers Herz gebracht."

Der Gendarm stand versteinert ob solcher Frechheit.

Dienechen aber schlug sich in die Büsche und lag bald wieder auf seiner Allseebank, blümelte behaglich in die Sonne und philosophierte darüber, wie leicht man doch reich sein könnte, wenn man nur — wollte.

Und im stolzen Bewußtsein seines freiwilligen Verzichts zündete er sich genießerisch einen Zigarrenstummel an, den sein scharfes Auge soeben neben einer Pflanze aufgespielt hatte.

Das Traumtiffen von Kantan.

Chinesische Legende von Gräfin Broddorff.

Im Lande Schah lebte vor vielen Jahren ein Mann mit Namen No-sei. Der studierte viel, forschte nach Wahrheit und Tugend, und da er bei diesem Forschen sein bisheriges Leben als nichtig und wertlos erkannte, beschloß er, sich von der Welt zurückzuziehen und ein gehorsamer Nachfolger Buddhas zu werden. Nach dessen Beispiel verkaufte er Hab und Gut, gab es den Armen und wanderte nach dem Berge Jo-hi, um dort bei einem gelehrten Mönche noch tiefer in die Lehre Buddhas einzubringen. Nach langer, mühselloser Wanderung erreichte er eines Abends das Dorf Kantan, die Hälfte seines Reisetweges. Da es schon spät war und alle Tore geschlossen, mußte er in einer verlassenem Herberge über Nacht bleiben. Er fand dort nur ein Kissen vor, legte es unter seinen Kopf und schlief ein. Als er erwachte, war blendender Sonnenschein um ihn. Ein Mann in reichgesticktem Gewande und mit großem Gefolge stand vor ihm, grüßte tief und fragte, ob er No-sei heiße und nach dem Berge Jo-hi im Lande Ibara wandern wolle. No-sei bejahte dies und der Mann sprach weiter: „Mich schickt der Kaiser von Ibara. Ich soll Dich zu ihm geleiten, denn er will dem Throne entsagen. Du aber sollst sein Nachfolger werden.“ Als No-sei erkaunt nach den Gründen dieser Wahl fragte, entgegnete der Gesandte:

„Mein Fürst hat Dich als den Würdigsten erkannt, um sein Volk zu beherrschen, darum folge mir schnell. Diese Sänfte hier soll Dich zur Hauptstadt bringen.“

Bewirrt und überrascht tat No-sei, wie ihm der Bote geheißen, und wunderbar schnell gelangte er in den Palast des Kaisers, der so herrlich war, das No-sei vermeinte in den Himmel zu gelangen, wo der göttliche Jung-Wang-Kung mit seiner Gemahlin thront.

Die Höden des Hofes waren mit goldenem Sande bestreut und aus vier Toren von Jaspis und Diamanten trat die Schaar der Höflinge in lichtstrahlenden Gewändern, drängte sich das Volk mit kostbaren Geschenken. Im Osten erhob sich ein Berg aus Silber mit einer goldenen Sonne darüber und im Westen einer aus Krystall, aber dem eine silberne Mondscheibe hing. Süße Musik erkundete und schöne Jungfrauen tanzten einen ammutigen Reigen.

No-sei stand in Verzückung, aus der ihn plötzlich eine Stimme erweckte. Ein Greis mit wallendem Silberhaar, in weissem Gewande ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und bot ihm eine dunkelgrüne, glänzende Schale mit einer wasserhellen Flüssigkeit. Er sprach:

„Du beherrschest die Welt und alle Völker gehorchen Dir und wünschen, daß Dein Leben durch tausend Lenze währe, darum biete ich Dir diesen Trank.“ Erkaunt fragte No-sei: „Was ist denn das für ein Trank?“ Und der Greis erwiderte: „Es ist ein Trank der Unsterblichkeit, wenn Du ihn aus dieser Schale trinkst.“

No-sei fragte weiter: „Ist es die Schale oder der Trank, die dem Sterblichen solche Gabe verleiht?“

Der Greis belehrte ihn: „Nicht der Trank allein, auch nicht die Schale allein, sondern beide vereint schaffen den Trank der Unsterblichkeit. Die Schale ist aus Neghrit, dem kostbarsten und edelsten Gestein auf Erden, aus dem auch das Himmelsgebäude geformt ist. Sie ist ein Stück aus jenem Felsen, der neben der Burg des göttlichen Jung-Wang-Kung steht und dessen Innern ein Born entspringt, dessen Blätter, wenn er über die Blätter des Lebensbaumes hinweg fließt, einen Trank gibt, der das Menschenleben tausend Jahre dauern läßt. Kommt dieser Trank nun in diese Neghritschale, so verleiht er Unsterblichkeit und alle Gaben des Steins der Weisen.“

No-sei griff nach der Schale, doch ehe er sie fassen konnte, streckten sich Tausende von Händen danach aus und jeder wurde sie entrispen, ehe sie eines Durstigen Lippen genekt.

So kreiste die Schale von Hand zu Hand, aller Begehrlichkeit entzessend, keinem Labe bringend.

Und so kreisten die Zeiten in rasendem Fluge vorüber, Mittagssonne, Sternenschimmer und Mondschein, Frühlingsblüten, Sommerreifen, Herbstseriten und Winterschnee. Schneller und schneller kreiste die Schale, schneller und schneller folgten sich Morgen, Mittag, Abend und Nacht, Reimen, Blüten, Reifen, Welken und Vergehen. Da griff No-sei nochmals nach der Schale. Sie entglitt seiner Hand und fiel zerbrochen zu Boden. Das Licht erlosch. Die gleichende Pracht veranik, Kälte und Dunkel umgab ihn. Er senkte tief auf und erwachte. Langsam öffnete er die Augen und fand sich auf dem Kissen in der verlassenem Herberge liegend. Glanz und Macht waren dahin, die fünfzig Jahre seiner Herrschaft, der kurze Traum einer Stunde, während im Topfe der Hirsewei-

dampft.“ (Buddhist, Bibelstert). In tiefen Stimmen versunken, sah No-sei da und ward sich bewußt, daß alles Leben das Gleiche lehrte. In der Todesstunde zerrinnt des längsten Lebens Müd und Genuß gleich einem Traum in nichts. In nichts zerrinnt des Herrschers Macht und Größe, in nichts des Felden Ruhm, des Ehrgeizigen Streben, des Reichen Besitz, des Armen Kummer, Sorge und Not. Eitel und vergänglich ist alles in dieser unstillen Welt. Kantans Wissen hatte ihm im Traum geoffenbart, daß das ganze Leben nur ein Traum ist. No-sei lenkte seine Schritte heimwärts. Er hat die Lehre des wahren Geistes erfasst und brauchte die Weisungen des frommen Einsiedlers auf dem Berge Jo-hi nicht mehr.

Büchertisch.

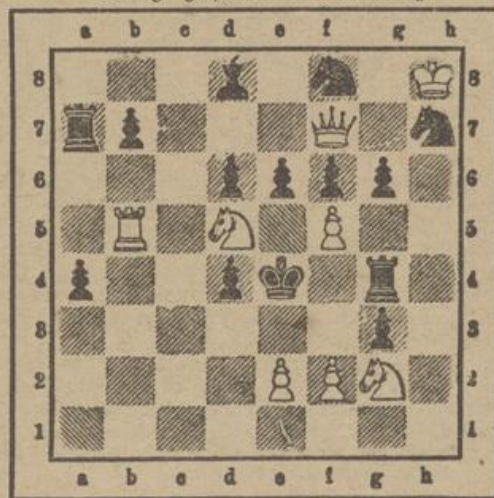
— Major Masson's Geheime Memoiren über Rußland. Neubearbeitung von Friedrich M. Kirchheim. Umschlag und Einbandzeichnung von Karl Kriewald. Gebunden vier Mark, gebunden 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Das vorliegende Werk hätte zu keinem günstigeren Zeitpunkt in Deutschland erscheinen können, als gerade jetzt. Masson schildert mit unerbitterlicher Schärfe, aber dennoch mit sympathischer Unparteilichkeit, soviel Gutes ihm auch von Katharina, soviel Böses ihm von Paul widerfuhr. Seine Memoiren nehmen unter anderen Büchern dieser Art einen hervorragenden Platz ein; sie sind das Werk eines klugen und unbefangenen, politisch wie diplomatisch geschulten Offiziers, der noch dazu ein sehr begabter Schriftsteller war, und sie enthalten, interessant genug jeztzustellen, die vorurteillose Meinung des kultivierten Franzosen über das kaum zu Europa gerechnete Rußland, die vor über einem Jahrhundert vernichtender sein durfte, als man sie heute in Paris auszusprechen wagt.

— Ernst Ludwig Zwingenberg. Die Epifoden seiner Kindheit. Roman von Philipp Krämer. Berlin 1917, Fische-Verlag. Gebunden 2,80 Mk., gebunden 4 Mk. In das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in jene Zeit kraftvollen Aufstehens frühlicher Kräfte und neuen Werdens in Deutschland, fällt der Roman; die Kindheit der jetzigen Generation wird lebendig und wirkt machtvoll auf den Leser. Von den zaristischen Klängen süßesten Empfindens bis zu den kräftigen Tönen gesundester Wirklichkeitsfreude durchläuft die Sprach- und Schilberungskunst des Verfassers die ganze Folge künstlerischer Mittel. Hier ist kein weiches Nesthentlich, hier ist Leben, Freude, Natürlichkeit. Das Werk ist das Vorbild einer Reihe von Bänden, die die Geschichte des deutschen Geschlechtes von 1890 darstellen sollen.

— Flemmings Karte der Schiffsversenkungen unserer U-Boote. Herausgegeben von Prof. Dr. Kettler, die soeben erschien Preis 1,50 Mark, Verlag von Carl Flemming, U.-G. Berlin W 50), bildet den heute sehr zeitgemäßen Versuch einer kartographischen Zusammenfassung des Gesamtbildes der politischen und militärischen augenblicklichen Lage des Weltkrieges. Sie gibt auf Grund amtlichen Materials die Lage und Zahl der Versenkungen an, die Seegesichte, die See-Sperregebiete in ihrer neuen und so sehr gesteigerten Ausdehnung, sowie die Staatsgrenzen vor Kriegsausbruch und ihnen gegenüber die heutigen Frontlinien der Landheere.

Schach-Aufgabe.

Von J. Jaspersen in Svendborg.



Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Geheimschrift in voriger Nummer.
Kommt Zeit, kommt Rat.
(Schlüssel; Komma, Kage, Eimer, Negl, Mozart, Kairo).